

weit die Kirchen auf die ihnen vom Staat eingeräumten Möglichkeiten überhaupt angewiesen sind. Einen reinen Verkündigungsrundfunk wird die Kirche aus grundsätzlichen Überlegungen nicht gutheißen, weil bezweifelt werden muß, daß ein solches Hörfunkprogramm die Strukturen heutiger Mediengesellschaft wirklich ernst nimmt. Dies ist für die Kirchen die *conditio sine qua non* ihres Engagements in diesem Sektor.

Schon die Absicht von Radio Campanile, mehr „gute Nachrichten“ senden zu wollen, wirkt ein wenig naiv. Von den Einsichten der Kommunikationstheorie her ist schließlich zu fragen, ob ein Verkündigungs- und Bekehrungsfunk überhaupt leistet, was sich die Betreiber von ihm versprechen: Im polyphonen Konzert der medial aufbereiteten Weltanschauungen verfolgt jeder in der Regel nur die ihm vertraute Stimme und nimmt die anderen kaum wahr – oder schaltet ganz ab. Die christlicherseits wünschenswerte Kommunikation *zwischen* Kirche und Welt kann der Verkündigungsfunk nicht herstellen.

In einem jedenfalls stimmen alle *Eberhard von Gemmingen* zu. Der Leiter des deutschsprachigen Programms von Radio Vatikan, das von der Ludwigs-hafener Station viermal täglich übernommen wurde, gibt zu bedenken: Sollte das Projekt Radio Campanile scheitern, dürfte die Idee eines christlichen Nachrichten- und Informationssenders in Deutschland für die nächsten zehn bis zwanzig Jahre keine Chance mehr haben. so

Hochgefühl

Frankreich nach dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft

„Versöhnung mit sich selbst“ (Nouvel Observateur, 16.7.98), Die Weltmeisterschaft, „die Frankreich verändert hat“ (L'Express, 16.7.98) – Presseüberschriften spiegeln ein Hochgefühl

wider, das Frankreich lange nicht mehr erlebt hat. Der erstmalige Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft markiert ein Datum, dessen Bedeutung weit über den sportlichen Raum hinausreicht. Die Reaktion des Landes auf den Gewinn der Fußballweltmeisterschaft verrät einiges von seiner gegenwärtigen Stimmungslage – nach innen und nach außen, politisch wie sozialpsychologisch.

Die Aufnahme in den Kreis derjenigen Länder, die diesen Titel bereits gewonnen, schmeichelt einem Land, das seit geraumer Zeit einer weltpolitischen Bedeutung nachtrauert, die es nicht mehr besitzt. Die „Grande Nation“ kann sich nur sehr allmählich mit einer weltpolitischen Nebenrolle abfinden. Der Beitritt der ehemaligen DDR zur Bundesrepublik Deutschland und der damit verbundene Bedeutungsgewinn des vereinigten Deutschland hat es Frankreich in dieser Hinsicht schon nicht leicht gemacht.

Diese Entwicklung setzte sich bis in die jüngste Vergangenheit fort: Die Vergabe der Europäischen Zentralbank nach Frankfurt gehört hier ebenso hin wie das augenblickliche Gefühl, London und Frankfurt als die entscheidenden Börsenplätze Europas davonziehen zu sehen. Der Versuch, gegen eine Mehrheit innerhalb der Europäischen Union den eigenen Kandidaten zum Präsidenten der neuen Europäischen Zentralbank doch noch durchzusetzen, ist nur vor diesem Hintergrund verständlich. Dies alles macht ein Sieg bei der Fußballweltmeisterschaft zwar nicht rückgängig. Dennoch tut dieser Sieg offenbar dem angeschlagenen französischen Selbstbewußtsein gut.

Eine andere, eher nach innen gerichtete Dimension des Sieges ist das, was „Le Monde“ (17.7.98) in einer Überschrift als „Das Gleichnis Jacquet“ nannte. Seit Jahren lebt Frankreich in innerer Distanz zu seiner „classe politique“, denen, die in Staat und Gesellschaft den Ton angeben. Die Präsidentschaft Chirac war bis heute eher eine Kette von Mißerfolgen: von den Atomversuchen über die vorgezoge-

nen Parlamentswahlen bis zur Niederlage bei der Europäischen Zentralbank. Die Notwendigkeit, die politischen Institutionen zu reformieren, teilen viele. Faktisch tritt man aber auf der Stelle.

Auch Mannschaftstrainer *Aimé Jacquet* galt vor der WM selbst nicht gerade als jemand, der vom Glück verfolgt wurde. Was ihn vor der WM in den Augen eines Teils der sportinteressierten Öffentlichkeit zu disqualifizieren schien, wurde ihm nach dem Sieg als Begabung ausgelegt: hart arbeiten und integrieren zu können. So wie Jacquet für Überraschungen gut war, glaubte nun auch Frankreich wieder an sich und seine Tugenden. Jacquet stand mit einem Mal für einen wenn auch schwer zu bewerkstelligen, so doch herstellbaren und erfolversprechenden Zusammenhalt im Lande, der in der Vergangenheit so oft vermißt wurde.

Politiker bemühten sich auffällig darum, vom Stimmungshoch zu profitieren. Präsident *Jacques Chirac* beanspruchte diese verheißungsvolle Perspektive für die Grundlegung einer von ihm inspirierten Politik. In seiner traditionellen Ansprache zum Nationalfeiertag, dem 14. Juli, beschwor er ein in seinen Leistungen herausragendes und in seiner Fähigkeit zu integrieren bewährtes Frankreich – für beide war ihm die Nationalmannschaft ein gerne gesehenes Vorbild.

Die langfristig möglicherweise bedeutendste und auch realpolitisch wichtigste Dimension des Sieges gegen Brasilien betrifft die Frage, welches Frankreich auf dem Rasen des Stade de France von Saint Denis gewonnen hat. Gewonnen hat eine *gemischtethnische Mannschaft*. Die Hypothek der eigenen kolonialen Vergangenheit macht dem Land bis heute zu schaffen. Der Zuzug an Einwanderern aus den französischsprachigen Ländern Nordafrikas hält an. Der Anteil von illegal Eingewanderten ist hoch.

Daß ausgerechnet das multikulturelle Konzept das erfolgreiche sein soll, ist die wichtigste Botschaft des Sieges über Brasilien. Die Helden des Stade de

France von Saint Denis waren schwarz bzw. farbig. Der rechtsextreme Front National war denn auch auffallend stumm, als alle feierten.

Und der in Ausländerfragen als Hardliner bekannte frühere Innenminister *Charles Pasqua* von den Gaullisten sprach sich, man höre und staune, für eine landesweite Regularisierung der rechtlichen Situation der illegal in Frankreich lebenden Einwanderer aus: „Ein starkes Frankreich kann auch großzügig sein“ (Le Monde, 17.7.98). Freilich mit der Einschränkung eines Napoleonzitates, der gesagt haben soll, aus bestimmten Situationen komme man nur heraus, indem man einen Fehler mache.

Ob dies tatsächlich ein Versuch war, die Illegalen zu integrieren, oder mehr dem Wunsch entsprach, den Anschluß an die sich verändernde Stimmungslage im Lande nicht zu verlieren, bleibt abzuwarten. Der Rausch des zwar erhofften und doch kaum für möglich gehaltenen Sieges wird vergehen und den nicht geringen Alltagsproblemen des Landes Platz machen. Bis dahin bleibt indes die Tatsache: Die deutsche Mannschaft, von französischen Beobachtern charakterisiert als „weiß, alt und müde“, schied vorzeitig aus. Die Farben der französischen Trikolore (blau – weiß – rot) dagegen buchstabierten sich im Lichte des Sieges schwarz – weiß – Beur, letzteres die Bezeichnung für die zweite Generation der aus Nordafrika eingewanderten und in Frankreich lebenden Araber. nt

Paradox

Müssen sich die Kirche und ihre Pastoral der Männer annehmen?

Auch wenn es beim jüngsten Katholikentag in Mainz ein doppeltes Jubiläum zu feiern galt und mithin also auch viel Geschichtliches auf dem Programm stand – der 93. Deutsche Katholikentag wagte auch eine Premiere, übernahm gar Trendsetterfunktion für den grauen Alltag von Kirche und Pa-

storal: Zum ersten Mal gab es, neben dem längst zum festen Katholikentagsinventar gehörenden *Frauzentrum*, endlich nun auch ein *Männerzentrum*. Aufbruch zu einer neuen Männerseelsorge?

Nicht nur die auf Neues versessenen Medien widmeten dem Neuzugang denn auch dankbar größte Aufmerksamkeit, mal ernst und mal schon die Karikatur im Blick. Die Pionierinnen des Frauzentrums hätten trösten können. Beobachter und Katholikentagspublikum reagierten auf den neuen, noch ungewohnten Imperativ im Katholikentagsprogramm, das so ausgrenzende „Nur für Männer“, ebenso wie seinerseits schon auf den Wunsch der Frauen, bei ausgewählten Veranstaltungen unter sich bleiben zu wollen. Die einen verstehen es als schiere Selbstverständlichkeit, die anderen spotten, oder sehen es als untrügliches Anzeichen für den provozierten Geschlechterkrieg.

Dabei hatten die Veranstalter beim Katholikentag selbstredend gute Gründe für die im Männerzentrum ja keineswegs durchgängig gepflegte Exklusivität. Die Besucher der geschlossenen Veranstaltungen dankten dies und nutzten den – nach eigenem Bekunden gelegentlich auch ungewohnten – geschützten Raum zum offenen Austausch. Was soll auch die Aufregung – schließlich belegten doch die zahlreichen Erfahrungen aus der Pädagogik, daß bei allzu großen Unterschieden in puncto Reife und Entwicklung Koedukation für alle Beteiligten mehr Leid als Lust beim Lernen bringt. Etwas hinterher kommt dabei das Männerzentrum des Katholikentages schon; zunächst mit Blick auf das sehr viel ältere Frauzentrum, die kirchliche Frauenbewegung überhaupt. Dort wartet man schon lange, daß nun die männliche Seite ihren Beitrag für eine Neubestimmung, gerechtere und geschwisterlichere Rollenverteilung in den verschiedenen Lebensbereichen leistet. Auch der Anstoß zum Männerzentrum kam von der Frauenseite. Etwas spät kommt das Männerzentrum des Katholikentages auch, betrachtet

man den Verlauf der „säkularen“ Männerbewegung in Deutschland.

So man denn überhaupt – gerade im Vergleich mit den geschlechtsbewußteren US-Amerikanern – ernsthaft von einer Männerbewegung in Deutschland sprechen kann, scheint diese nach hoffnungsvollen ersten Trieben Anfang der 80er Jahre schon wieder verdorrt oder doch mitten in einer ersten zarten Blüte erstarrt. Nimmt man etwa die allabendliche Fernseh-Talkshow zum Maßstab, spielt der „Neue Mann“ in der Öffentlichkeit heute kaum mehr eine Rolle; Mann-Sein wird nun wieder als Randfrage im Spannungsfeld von Viagra und Hooliganism verhandelt.

Die für das Männerzentrum verantwortliche kirchliche Arbeitsstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen war mit Resonanz und Gesprächsniveau hoch zufrieden. Sie wollte das Zentrum auch als Impuls für Aufbruch und neuen Wegen in der Männerpastoral verstanden wissen. Dabei scheint es, auf den ersten Blick zumindest, recht schwierig, den Mann, Mannsein zu einem Thema der Kirche zu machen. Die leidvolle Erfahrung, die am Anfang der kirchlichen Frauenbewegung stand, muß Männern doch fremd sein: Die Frauen klagten zu Recht, wo nur Männer predigten, lehrten und leiteten komme ihre Lebenswelt, ihr Erfahrungshorizont, ihre Spiritualität und Religiosität nicht vor. Klingt es aber nicht reichlich paradox, wenn nun auch Männer klagen, sie kämen in der Männerkirche zu wenig vor?

Der Befund von der tiefgehenden Entfremdung zwischen Mann und Kirche ist dabei keinesfalls neu. Die Kirche hat längst, will man denn mit solchen pauschalen Formeln überhaupt operieren, die Männer verloren. Untrüglich die vielen Indikatoren dieses Unverhältnisses: in Kirchenbänken und bei den unterschiedlichsten Gemeindeveranstaltungen, im Publikum kirchlicher Bildungsangebote, im vielfältigen kirchlichen Ehrenamt – überall dominieren die Frauen. Ausnahmen finden sich lediglich dort wo es um Kirchenverwaltung, -organisation und -finan-